



Erfahrungen, die mein Leben geprägt haben

**Vortrag von Peter P. J. Beyerhaus
am 4. November 2015 im Albrecht-Bengel-Haus, Tübingen**

I.

Erste Eindrücke in meinen Kinder- und Jugendjahren

Am 1. Februar 1929 wurde ich im Dorf *Hohenkränig* in der Neumark östlich der Oder geboren, als erstes Kind meiner Eltern Pfarrer *Siegfried Beyerhaus* (* 1900) und seiner Ehefrau *Fridel* geb. Korweck (* 2008).

J. W. von Goethe sagt bekanntlich über sein Verhältnis zu seinen Eltern:

*„Vom Vater hab ich die Statur, des Lebens ernstes Führen,
vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren.“*

Ähnliches kann auch ich über die Bedeutung meiner Eltern für meinen Charakter und mein Leben aussagen:

Mein *Vater* (1900-1988) war mir ein wesentliches Vorbild in seiner Bescheidenheit und treuen Pflichterfüllung, dies sowohl in seinem Beruf als auch als Erzieher und Helfer in unseren Aufgaben und Nöten.

Mir besonders war er mein getreuer Eckhart, indem er mir in meiner geistlichen und geistigen Entwicklung aufmerksam und verständnisvoll zur Seite stand. Er legte die Grundlagen meiner christlichen Glaubenserkenntnis durch das, was er mir an biblischem und kirchengeschichtlichem Wissen vermittelte. Das geschah bei seinen Erklärungen der Bilder an den Wänden seines Amtszimmers, bei den Besuchen seiner Gemeindeglieder in seinen Filialdörfern, zu denen er mich an der Hand mitnahm. Wichtig wurden mir die illustrierten Bücher, die er mir zum Betrachten und Lesen schenkte, angefangen mit dem *Gottbüchlein*.

Später hat er mich in meinem Beruf nach Kräften unterstützt. So las er u. a. bis zu seinem Lebensende im November 1988 alle meine Aufsätze und Bücher und korrigierte ihre Fehler. Dazu verhalfen ihm sein feines Sprachemp-

finden und sein etymologisches Studieren. Daran erinnern mich sein Duden und andere Wörterbücher, die er hinterlassen hat.

Im Kriege hielt er treu bei seiner Gemeinde in Berlin-Borsigwalde aus und besuchte uns, so oft er konnte, unter schweren Strapazen in unserm Domizil im Forsthaus im „Tal der Liebe“ nahe der Oder.

Meine *Mutter* (1908-2015) war eine sanguinische und zugleich willensstarke Frau. Sie umhegte uns drei Kinder liebend, forderte aber auch Respekt vor ihr. Besonders ich als ihr Ältester bekam das in meiner Kindheit und Jugend oft zu erfahren.

Beim Abendgebet in unserm Kinderschlafzimmer weckte sie in uns die Herzensfrömmigkeit, wenn sie mit uns Lieder wie „*Breit aus die Flügel beide*“ oder „*Müde bin ich, geh zur Ruh*“ sang.

Seit ihrer Wandervogelzeit lebte sie eng naturverbunden; sie liebte es, zu schwimmen und lange Spaziergänge zu machen, bei denen ich sie begleitete. Dankbar kann ich sagen, dass sie mir zweimal das Leben geschenkt bzw. wiedergeschenkt hat: 1929 bei meiner Geburt und 1945 am Kriegsende.

Wie mein Vater nahm auch sie innigen Anteil an meinem Leben. So besuchte sie uns im Dezember 1969 auf unserer Missionsstation in Blauberg und begleitete mich auf meinen oft strapaziösen Dienstfahrten zu meinen Gemeinden im buschigen Hinterland.

Hochbetagt ging sie im Mai 2015 in ihrem 108. Lebensjahr für 6 Wochen als älteste Berlinerin heim.

In meinem Leben habe ich zweimal den gefährlichen Druck totalitärer Regime erfahren. Das *erste Mal* geschah das nach der Machtübernahme *Hitlers* im Jahre 1933. Schon nach wenigen Jahren wurden alle Kinder ab 10 Jahren zwangsweise in das Jungvolk aufgenommen und die Jugendlichen mit 14 Jahren in die Hitlerjugend. Das blieb so bis zum katastrophalen Ende des NS-Regimes im April 1945. Das *andere Mal* geschah das nach dem Kriege in der sowjetischen Besatzungszone (1945-1989).

Adolf Hitler hatte zwar behauptet, der NS vertrete ein „positives Christentum“; tatsächlich aber verhielt sich das NS-Regime bald ganz anders:

Schon ein Jahr später begann der *Kirchenkampf*. Der Anlass war, dass die Nazis von der Kirche verlangten, Juden sowie auch Christen jüdischer Herkunft – bis hin zu Geistlichen – von der Mitgliedschaft in der Kirche auszuschließen.

Es gab solche Kirchenführer und Christen, wie z. B. den „Reichsbischof“ *Ludwig Müller* (1883-1945), welche sich mit dem NS arrangierten. Sie duldeten bzw. förderten sogar, dass die NS-Ideologie in die Verkündigung und das Handeln der Kirche eindrang. Dagegen formten sich seit 1934 unter Männern wie Pfarrer *Martin Niemöller* (1892-1984) der *Pfarrernotbund* und

die „*Bekennende Kirche*“ (BK). Ersterem trat mein Vater von Anfang bei, letzterer beide Eltern ebenfalls.

So erlebte ich den „Kirchenkampf“ schon im Alter von neun Jahren in meinem eigenen Elternhaus. Daran erinnere ich mich noch lebhaft.

Im Oktober 1938 nahm mein Vater eine Pfarrstelle in Berlin-Borsigwalde bei Tegel an, die ihm wegen seiner Zugehörigkeit zur BK vom dortigen gleichgesonnenen Gemeindegemeinderat angeboten wurde.

Weil er auf einer sog. „u.k.-Stellung“ (unabkömmlich) seinen Dienst tat (das heißt, er hatte keinen Stellvertreter), wurde er nicht zum Wehrdienst eingezogen. Treu und tapfer hielt er in den Kriegs- und auch Nachkriegsjahren bei seiner Borsigwalder Gemeinde durch.

Im Juni 1947 folgte ich einer Einladung der *Gräfin Elisabeth von Bassewitz-Levetzow* (1890-1978), auf ihr Rittergut *Pinnow* in Hinterpommern zu kommen. Sie wollte nämlich, dass ich ihrem Sohn *Bernd* (1927-2001) Gesellschaft leiste.

Er war allein zuhause zurückgeblieben; denn sein Vater sowie seine älteren Brüder *Gerd*, *Karl* und *Georg-Werner* waren zum Wehrdienst eingezogen.

Für mich war das eine wunderbare Zeit: Ich ritt auf einem Pony, durchkreuzte im Paddelboot den großen See und kletterte auf die hohen Linden im Schlosspark. Bei dem Hauslehrer *Magnus Sünder* und meiner Erzieherin, der jungen schlesischen *Gräfin Elisabeth von Zedlitz* (genannt „Mietz“, *1915), empfing ich Privatunterricht.

Die Gutsherrin *Gräfin Bassewitz* nahm in dieser Zeit Mutterstellung für mich ein; ich durfte sie „*Tante Elisabeth*“ nennen. Sie war eine fromme Frau, geprägt von der einstigen Erweckungsbewegung im pommerischen Adel. Abends trat sie an die Betten ihres Sohnes *Bernd* und meines, um mit uns zu beten. Dabei lernte ich das Lied: „*Sollt ich meinem Gott nicht singen, sollt ich Ihm nicht dankbar sein?*“ Noch heute singe ich es gern.

Bei Bassewitzens ging es vornehm zu, die Gäste waren meist adelige Offiziere. Einer von Ihnen war *Prinz Oskar von Preußen*, der Sohn von *Kaiser Wilhelm II.* Er war nämlich mit der *Gräfin Ina von Bassewitz* verheiratet, der Schwester des Grafen *Werner von Bassewitz*, und also Schwägerin von Tante Elisabeth.

Ich sehe den Prinzen Oskar im Geist noch heute am Kamin sitzen, und ich höre, wie er das Kriegsgeschehen kommentierte.

Sein und seiner Gattin Inas Grab entdeckte ich später auf dem kleinen Friedhof an der Burg Hohenzollern.

Mein zweijähriger Aufenthalt von 1940 bis Ende 1941 bei der *Gräfin Bassewitz* hat mich lebenslang geprägt und mir, dem Bürgerlichen, doch so etwas wie eine aristokratische Gesinnung verliehen.

Der Ausbruch des **Zweiten Weltkrieges** griff tief in das Leben unserer Familie ein. Ich folgte ja, wie schon berichtet, 1940 für zwei Jahre der Einladung nach Pinnow in Hinterpommern. Meine Mutter blieb zwar noch eine Weile in Berlin, musste aber 1943 mit meinen Geschwistern *Anneliese* (*1931) und *Christian* (*1938) wegen der angloamerikanischen Bombenangriffe Berlin verlassen. Zunächst wurden sie in unsere alte Heimat bei *Schwedt* an der Oder „evakuiert“. Im Herbst 1944 stieß auch ich noch dazu.

Zunächst kamen wir eng gedrängt in einem Zimmer des Fischerdorfes *Niederkränig* unter. Doch nach einem Jahr durften wir auf Einladung des Hohenkräniger Rittergutsbesitzers, *Baron René von Humbert*, in seinem Forsthaus bei *Niedersaathen* wohnen, 200 Meter von der Oder entfernt.

Meine Schwester *Anneliese* und ich besuchten nun die Oberrealschule in der Markgrafenstadt Schwedt. Täglich fuhren wir mit unsern Fahrrädern dorthin. Im Winter, wenn die Oder und die Oderwiesen zugefroren waren, lief ich über das Eis zu Fuß nach Schwedt. Mein kleiner Bruder *Christian* („Miki“) wurde zu Ostern 1944 Schulanfänger auf der Dorfschule in *Niedersaathen*.

Als im Januar 1945 die *Rote Armee* näher rückte, gerieten wir in Lebensgefahr. Darum entschlossen wir uns, zu unserm Vater in Berlin-Borsigwalde heimzukehren. Doch angesichts der bevorstehenden Eroberung Berlins konnten wir auch hier nicht bleiben. Meine Mutter fand mit meinen beiden Geschwistern *Anneliese* und *Christian* eine neue Zuflucht in einem Pfarrhaus in Hamburg-Volksdorf bei dem Leiter des Diakoniekrankenhauses, Pastor *Hermann Schauer*.

Ich begleitete sie nicht dorthin; denn meine Eltern fanden es für sinnvoller, dass ich mich nach Sachsen begäbe. Dort war nämlich meine Hermsdorfer Gymnasialklasse mit ihren Lehrern in einem Schloss nahe der Elbe, *Gauernitz*, nördlich von Dresden, untergekommen. In der Nacht zum 13. Februar 1945 beobachteten wir aus der Ferne den roten Feuerschein bei der vernichtenden Bombardierung Dresdens.

Wir Schüler schliefen in einem ungeheizten Saal. Unser Lagerleiter und Deutschlehrer *Wesseling* war Mitglied in der NSDAP und überzeugter DC („Deutscher Christ“). Er bezog seine Überzeugung aus dem Buch von *Alfred Rosenberg* „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“. Dieser zeichnete sich unrühmlich durch einen extremen Antisemitismus bzw. Judenhass aus.

Dementsprechend war auch Lagerleiter *Wesseling* gesonnen. Er versuchte, uns Schülern die Bibel – besonders das Alte Testament und die Briefe des Paulus – als „Judenbuch“ zu diskreditieren. Das tat er, als er entdeckte, dass ich abends vor meinem Bett in meiner *Stuttgarter Jubiläumsbibel* las. Höhnisch und angewidert las er laut einige ihm als „typisch jüdisch“ anstößige Passagen aus dem Alten Testament vor und schlug mit der Faust darauf. Das

war nun für mich unerträglich; hier musste ich ihm widerstehen.

Ich fragte meinen Vater in Berlin brieflich um Rat, um dem national-sozialistischen Lagerleiter mit guten Argumenten widersprechen zu können. Als bald fand ich mich in eine heiße Debatte mit Wesseling verwickelt.

In meinem Kampf stand ich ziemlich allein da; denn meine Klassenkameraden hielten sich als Zuhörer zurück. Sie wagten nicht, mir zur Seite zu stehen, zumal ihnen die hierfür nötige Bibelkenntnis fehlte.

Eine erfreuliche Ausnahme bildete mein katholischer Freund *Werner Klose*, mit dem ich ein Zimmer im Schlossturm teilte. Einst zwar hatten wir als Sextaner auf unserm Schulhof in Hermsdorf in der Konfessionsfrage heftig miteinander gestritten; aber nun, als der biblische Glaube überhaupt auf dem Spiel stand, hielten wir solidarisch zusammen.

Das war also ein frühes Beispiel für eine „Christozentrische Bekenntnis-Ökumene“, wie wir dies später nannten.

Ich gab in meinem Kampf mit Wesseling nicht nach; doch dann musste unsere Klasse erneut vor der anrückenden Roten Armee auf die Flucht gehen. Bei unserm nächtlichen Marsch durchs Erzgebirge löste sich unsere Gruppe schließlich auf. Wir Schüler schlugen uns einzeln, meist zu Fuß, von *Aue* heimwärts nach Berlin durch.

Unser Weg führte uns zunächst zu zweit nach Chemnitz und in das zerbombte *Dresden*. Dort geriet ich für drei Tage in russische Kriegsgefangenschaft. Die sowjetischen Soldaten entließen mich als erst 16-jährigen Zivilisten aus der Gefangenschaft, statt mich nach Russland oder gar Sibirien abzutransportieren. Das war für mich eine wunderbare Bewahrung, für die ich Gott zeitlebens dankbar blieb.

II.

Erfahrungen im Theologiestudium in Berlin – Halle – Heidelberg – Bonn – Uppsala – Hamburg, Oxford und Bethel

Nach meinem Abitur am Friedrichs-Werderschen Gymnasium in Berlin-Hermsdorf am 2. Mai 1946 begann ich mein Theologiestudium.

Innerhalb von sechs Wochen legte ich zunächst an der Kirchlichen Hochschule in Zehlendorf das *Hebraicum* ab. – Danach studierte ich neun Semester Theologie an der Humboldt-Universität in Ostberlin, in Halle, Heidelberg und Bonn.

Ein Gastsemester verbrachte ich in *Uppsala*. Hier lernte ich meinen späteren Doktorvater, Professor **Bengt Sundkler T.D.** (1909-1995), in seinem missionswissenschaftlichen Seminar kennen.

Anschließend wurde ich auf Einladung des Deutschen Evangelischen Missionsrates in Hamburg hin Vikar – bzw. wissenschaftliche Hilfskraft – bei Professor **D. Walter Freytag** (1899-1959).

Bei ihm arbeitete ich ein Jahr, von September 1953 bis Juni 1954, und begann mit dem Schreiben meiner Dissertation.

Die Missionsprofessoren *Bengt Sundkler* und *Walter Freytag* wurden somit zu meinen beiden wichtigsten Lehrern. Ihre eingerahmten Porträtfotos hängen noch heute über meinem Schreibtisch.

Was diese beiden verband, war ihre Sicht der *biblischen Heilsgeschichte*, die von dem Stuttgarter Prälaten *Karl Hartenstein* (1894-1952) und dem Basler Neutestamentler *Oskar Cullmann* (1902-1999) entwickelt worden ist.

Diese heilsgeschichtliche Schau hat mein eigenes missionstheologisches Denken grundlegend geprägt. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch alle meine Veröffentlichungen, besonders mein bisheriges Hauptwerk, die biblische Missions-theologie

„*Er sandte sein Wort*“.

Auch meinen Studenten und Doktoranden suchte ich sie erfreulicherweise erfolgreich zu vermitteln.

Am 5. Juni 1955 ordinierte mich der greise *Bischof Otto Dibelius* (1888-1967) in der St. Marienkirche in Ostberlin. Es war für mich eine glaubens-stärkende Freude, dass auch mein Vater, Pfr. *Siegfried Beyerhaus*, an meiner Ordination teilnahm und mir seine Hände auflegte. Damit wurde die geistliche Sukzession in unserer Familie fortgeführt.

Bei Bischof Dibelius begegnete ich echter Autorität in der Kirche und bei meinem Vater dem Tragen eigener geistlicher Verantwortung.

Nach der Ordination wurde ich für drei Monate „Hilfsprediger“ (bzw. Pfarrverweser) an der Kirche „Zum Guten Hirten“ in *Berlin-Friedenau*.

Am 6. August 1955 fand in *Tingstad*, dem Heimatdorf meiner damaligen Verlobten *Ingegärd* (**Kalén*), unsere Hochzeit statt. Anfang Oktober jenes Jahres folgte ich meiner jungen Ehefrau in das Städtchen *Borlänge* in der Provinz Dalarna, um dort mit ihr gemeinsam zu leben. Sie unterrichtete dort nämlich als Gymnasiallehrerin. Unter bescheidensten Wohnbedingungen bereitete ich mich in unserem Allzweckzimmer auf meine Promotion bei Prof. *Sundkler* in Uppsala vor.

Im Frühjahr 1956 musste ich sie leider zurücklassen, weil ich ein Stipendium für ein englisches Sprachstudium in Oxford in der anglikanisch evangelikalen *Wycliffe Hall* bekommen hatte. Mein Doktorvater hatte es mir verschafft, weil ich das Englische in meinem bevorstehenden Missionsdienst in Südafrika ge-

brauchen würde. Ingegärd brauchte es nicht, denn sie hatte ja ihr Magisterexamen in Uppsala mit den beiden Sprachen Englisch und Deutsch abgelegt.

Während der Monate Februar bis Juli 1956 lebte ich in *London* wieder in einem Studentenwohnheim, dem *Alliance Club*. Dort blieb ich bis zu meiner Rückkehr nach Schweden. In Oxford und London erfuhr ich die Bedeutung theologisch-wissenschaftlichen Arbeitens und des Erwerbs guter sprachlicher Kenntnisse, zumal im Bereich der Mission.

In England lernte ich auch den markanten Unterschied zwischen anglikanischen *Evangelikalen* und *Hochkirchlern* kennen. Als ökumenisches Phänomen brachte dieser mich sehr zum Nachdenken. Dass sowohl Ingegärd wie ich in Oxford in evangelikal-anglikanischen Studienhäusern (*St. Michael's House* und *Wycliff Hall*) gewohnt haben, wurde ein verbindendes geistliches Element in unserer Ehe.

Nach meiner Rückkehr nach Schweden im Sommer und Herbst 1956 diente ich drei Monate als *Pastoraladjunkt* an mehren Gemeinden in Norrköping.

Am 15. August 1956 wurde dort unser erstes Kind, *Karolina*, geboren. Getauft wurde sie von meinem Vater in der Kirche von Ingegärds Heimatdorf *Tingstad*, in der wir im Jahre zuvor auch getraut worden waren.

Nun begann der Endspurt auf meine mehrstündige *Disputation* an der Universität Uppsala am 6. Dezember 1956. Meine Dissertation trug den Titel:

„*Die Selbständigkeit der jungen Kirchen als missionarisches Problem*“.

Das war für meinen späteren Dienst in einer jungen Kirche in Südafrika sehr hilfreich. Denn im Zuge meiner Doktorstudien dachte ich erstmalig gründlich nach über das Beziehungsverhältnis zwischen älteren und jüngeren Kirchen sowie dem zwischen Tradition und Innovation.

Auch wurde die *Ekklesiologie* später ein Schwerpunkt meiner Theologie. Hierin unterscheidete ich mich von anderen evangelikalen Theologen.

Am 6. Januar 1957 wurden Ingegärd und ich in der Epiphaniien-Kirche in Berlin-Charlottenburg und im Hause der Berliner Missionsgesellschaft in Ostberlin vom Direktor der Berliner Missionsgesellschaft, *D. Gerhard Brenneke* (1916-1973), als Missionare abgeordnet. Die Predigt hielt der schottisch-anglikanische Missionsbischof *Dr. Stephen Neill* (1900–1984). Als er von der gerade geschehenen Ermordung einiger Missionare durch die *Auca*-Indianer im Amazonas sprach, brach meine Mutter ins Schluchzen aus; denn sie befürchtete ein ähnliches Schicksal auch für meine Frau und mich.

Zwei Tage nach unserem Aussendungs-Gottesdienst reisten wir mit unserm 5 Monate alten Töchterchen *Karolina* zu Schiff von Southampton nach Südafrika in den Missionsdienst aus.

Dieser begann bei dem Berliner Missionarseehepaar *Emil* und *Lotte Kaske* im Universitätsstädtchen *Potchefstroom* mit dem Erlernen der beiden für uns wichtigen südafrikanischen Sprachen, *Afrikaans* und *Sesotho*.

Die praktische Fortsetzung unseres Studiums von Sprache und Kultur der Basotho fand beim Missionarseehepaar *Gotthilf* und *Dr. med Dorothea Wahl* auf der Missionsstation *Lobethal* im *Sekhukhuniland* im Herzen Transvaals statt.

Mit den beiden schlossen wir eine tiefe, lebenslange Freundschaft.

In diese trat alsbald auch eine weitere Berliner Missionarsfamilie ein. Das war zunächst das Ehepaar *Peter* (*1927) und *Inge* (1926 -2015) *Sandner*. Sie wohnten und wirkten auf der Station *Kratzenstein*, unweit von Pietersburg in Nordtransvaal.

Sandners kamen regelmäßig nach Lobethal, um mit Wahls zusammen geistliche Gemeinschaft im Gebet und Bibelstudium zu pflegen. Daran nahmen dann auch Ingegärd und ich teil, und somit war die Keimzelle der dort gegründeten *Transvaaler Missionsbruderschaft* gebildet. Diese bestand noch weiter, als seit 1965 unsere Familien nacheinander nach Deutschland zurückkehrten.

Auch andere uns geistlich nahestehende Missionsleute traten der Bruderschaft bei. Dazu gehörten das Ehepaar *Hans* und *Ursula Häselbarth* (beide *1936), die Missionsschwestern *Elisabeth Mertens* (*1914) und *Eva-Maria Strümpfel* (*1924) sowie *Hanna Lechler* (*8. November 1930) und später auch ihr Ehemann *Wilhelm Steffens* (*1929).

Die Transvaaler Missionsbruderschaft gab uns geistlich Halt und Nahrung angesichts des innerlich aufreibenden Kampfes mit dem dämonischen Heidentum.

Für mich war die Bruderschaft auch die Erfüllung eines Wunschtraumes, der in mir schon in meinen Kinder- und Jugendjahren aufgestiegen war. Als Student beschäftigte ich mich literarisch gern mit geistlichen Orden, darunter auch die *Communauté* von *Taizé*.

Am 1. April 1958 wurde im anglikanischen Missionshospital *Jane Furse* unser zweites Kind, *Johannes*, geboren. Nur wenige Wochen darauf zogen wir in unsere erste eigene Wirkungsstätte im alten Missionarshaus in *Blauberg*, Nordtransvaal, ein. Es liegt im mehrheitlich noch heidnisch gebliebenen Stamm der *Bagananwa*, nahe der Grenze zu Rhodesien (dem heutigen Zimbabwe).

Dort wirkten Ingegärd und ich zwei Jahre als Stationsmissionare, bis zu meiner Versetzung an das *Lutheran Theological Seminary* (LTS) in *Oskarsberg* (Rorkes Drift) in Natal.

Am 6. September 1961 wurde in Durban *Maria*, unsere zweite Tochter, geboren. Nach wieder zwei Jahren wurde das LTS von dort nach *Umphumulo* im Herzen des Zululandes verlegt. Unweit von dort erblickte am 17. März 1964 in Greytown unser viertes Kind, *Christoph*, das Licht der Welt.

III.

Geistliche Erfahrungen und Kämpfe im südafrikanischen Missionsdienst

Die einheimische Bevölkerung von Nordtransvaal war mehrheitlich noch nicht christianisiert, sondern steckte noch tief im *Animismus* der Traditionellen Afrikanischen Stammesreligion.

Wir Missionare mussten entdecken, dass auch die Glieder unserer Missionskirchen aller Denominationen – auch die Katholiken – noch stark von ihrem früheren *Animismus* beeinflusst waren. Zumindest heimlich betrieben sie weiterhin *Ahnenkult* und *Zauberei*.

Zusammen mit meinem Missionarskollegen *Peter Sandner* ging ich diesem Problem intensiv nach. Unsere Entdeckungen berichteten wir an die Synode unserer Transvaaler Missionskirche. Diese setzte zwei *Arbeitsgruppen* ein:

Die eine sollte die heimliche Praktizierung des *Ahnenkultes* (*badimo*) auch von Christen erkunden, die andere dem Betreiben von *Zauberei* (*boloi*) bzw. deren magische Bekämpfung (*bongaka*).

Das Vortragen unserer Forschungsergebnisse in der Synode verursachte unter den Synodalen eine ungeheure Aufregung. Einige von ihnen beschuldigten uns, wir beide seien dabei, ihre Kirche zu zerstören!

So kam es zu einem *internen Kirchenkampf*.

Später, als Dozent und Rektor am *Lutheran Theological College* in *Oskarsberg*, Natal, danach in *Umphumulo* im Zululand, fuhr ich damit fort, die geheime Praktizierung von *Zauberei-Abwehr* auch unter unsern Seminaristen zu erkunden und bei meinem Unterricht anzusprechen. Die Studenten wagten nicht, ihr Benehmen zu verteidigen; aber einige von ihnen grollten mir innerlich.

In dieser Situation wurde mir von meiner Missionarskollegin *Hanna Lechler* (*1930, verh. *Steffens*.) empfohlen, den bekannten Pfr. *Dr. Kurt Koch* an unser Seminar einzuladen. Er war der Autor zweier Bücher, die sich mit diesem Thema befassen: „*Seelsorge und Okkultismus*“ und „*Okkultes ABC*“. Darin berichtet er von seinen Erfahrungen, die er bei seinen Studien- und Vortragsreisen in allen sechs Kontinenten gemacht hatte, angefangen im heimischen Schwarzwald!

Ich lernte dabei, die Realexistenz der Dämonen ganz ernst zu nehmen und diese nicht etwa zu „entmythologisieren“.

Kurt Koch folgte unserer Einladung bereitwillig und hielt einen Vortrag vor unseren Studenten. Aufmerksam lauschten sie wie nie bei einem anderen Gastreferenten zuvor.

Nunmehr war mein Bemühen gerechtfertigt, in meinem Unterricht das Thema „*Magie und Zauberei*“ besonders eingehend zu behandeln. Das erschien mir unbedingt erforderlich; hatte ich doch festgestellt, dass auch viele unserer Studenten, ja sogar Pastoren sich mit magischen Mitteln gegen die von ihnen gefürchtete *Zauberei* zu schützen versuchen.

IV. Ökumenisch-missionarische Professur in Tübingen

Unser Missionsdienst in Südafrika endete nach neun Jahren Ende des Jahres 1965. Wir verließen das Land tränenden Auges; denn Südafrika war wirklich unsere zweite Heimat geworden.

Zwei Gründe veranlassten uns, nach Deutschland zurückzukehren:

Zum einen hatte mich schon 1964 auf Vorschlag von Prof. *Gerhard Rosenkranz* (1896-1983) der Ruf auf den Lehrstuhl für Missionswissenschaft und Ökumenische Theologie an der Universität *Tübingen* erreicht. Zwar schoben wir diesen Ruf bewusst noch für ein Jahr auf; aber schließlich nahmen wir ihn doch an. *Zum anderen* trug dazu bei, dass unsere Tochter *Karolina* von einem eitrigen Ohrenleiden geplagt war. In Südafrika war es vergeblich behandelt worden. Das machte ihre Operation und Nachsorge in Deutschland erforderlich.

Meine eigenen Gefühle waren zweigeteilt zwischen der Betrübnis, Südafrika verlassen zu müssen, und einem gewissen Stolz, an die berühmte Universität Tübingen berufen worden zu sein.

Allerdings bangte mir zugleich vor meiner neuen Aufgabe.

In der Tat erwies sich meine neue Arbeit als ziemlich schwierig. Besonders war ich nach den praktischen, ganzheitlichen Erfahrungen in der Mission über den akademischen Betrieb frustriert.

Denn die Theologie, die an deutschen Universitäten gelehrt wurde (bzw. wird!), war geprägt von der historischen Bibelkritik. Ich wusste ja, dass in Tübingen auch die beiden Bultmann-Schüler *Gerhard Ebeling* (1912-2001) und *Ernst Käsemann* (1906-1998) als Theologen wirkten.

Ich dagegen konnte meine feste Überzeugung nicht aufgeben, dass sich in der Heiligen Schrift der lebendige Gott zuverlässig offenbart hat.

Auch sah ich voraus und erfuhr es tatsächlich, dass man bei einem festen Glauben an die Inspiriertheit des biblischen Zeugnisses schnell als „Fundamentalist“ abgetan wird. Einen solchen könne man doch theologisch nicht ernst nehmen, dachte man.

Ja, allein der Umstand, dass ich einmal den Sitz der pietistischen *Liebenzeller Mission* besuchte, erzeugte unter den Tübinger Studenten ein abschätziges Stirnrunzeln. So fand ich mich auch unter meinen Kollegen und Studenten an unserer Tübinger Theologischen Fakultät ziemlich isoliert.

Tröstlich war es allerdings für mich, dass ich im *schwäbischen Pietismus* freundlich aufgenommen wurde. So gewann ich in der *Ludwig-Hofacker-Gemeinschaft* – besonders bei deren Leitern *Fritz Grünzweig* und *Rolf Scheffbuch* sowie auch in der *Evangelischen Sammlung in Württemberg* – eine neue

geistliche Heimat. Das fand seinen Ausdruck auch darin, dass ich im September 1970 bei der Gründung des *Albrecht-Bengel-Hauses* (der Name stammt übrigens von mir) zu dessen *Rektor* berufen wurde.

V.

Die ökumenisch-evangelikale Konfrontation

Schon früh habe ich im Vergleich der Konfessionen miteinander eine Aufgeschlossenheit für das Konfessionsproblem gewonnen. Denn in meiner Kindheit machte bei meinem Vater Bekanntschaft mit der Gestalt des schwedischen Theologen und Erzbischofs *Nathan Söderblom* (1866-1931). Gründlicher hatte ich es dann später auf dem Tübinger Lehrstuhl zu tun, der ja die Bezeichnung trägt:

“ *Missionswissenschaft und Ökumenische Theologie* “.

Im August 1968 fand in *Uppsala* (Schweden) die IV. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen statt. Beim Durchgehen der „Sektionsentwürfe“ für diese Tagung gewann ich schon zuvor eine erschreckende Erkenntnis: Offenbar war bei der Ökumenischen Bewegung, die auf mich bis jetzt verheißungsvoll gewirkt hatte, ein tiefer Umschlag erfolgt.

Damit eröffnete sich mir ein neuer Kampfplatz, nämlich der ÖRK mit seinen beiden umstrittenen Programmen, dem für den *Dialog* mit nichtchristlichen Religionen und Ideologien und dem zur *Bekämpfung des Rassismus*.

Selbstverständlich bin ich, wie meine südafrikanische Vergangenheit zeigt, kein Rassist. Aber ich hatte und äußerte starke Bedenken gegenüber der im Jahre 1970 im sog. *Antirassismusprogramm* ausgesprochenen ökumenischen Empfehlung, den Rassismus auch gewaltsam mit Waffen zu bekämpfen.

Ebenso lehnte ich auch das *Dialog-Programm* ab; setzte es doch voraus, dass auch nichtchristliche Religionen auf Gottes Offenbarung zurückgehen und deswegen erlösende Wahrheiten vertreten. Wäre das der Fall, so würden ja auch Animisten, Muslime, Hindus und Buddhisten erlöst werden, und das ohne Glauben an Jesus Christus als den einen Herrn und Erlöser. Die logische Konsequenz wäre dann, dass Missionsarbeit unter Nichtchristen, auch Muslimen, Hindus und Buddhisten, unnötig sei.

Um dieser doppelten Bedrohung zu begegnen, gründete die *Bekennnisbewegung* „Kein anderes Evangelium“ am 31. März 1969 in Frankfurt/M ihren *Theologischen Konvent*. Das war eine Arbeitsgemeinschaft, die später in die am 7. Oktober 1970 gebildete „*Konferenz Bekennender Gemeinschaften in den evangelischen Kirchen Deutschlands*“, deren Schriftführer ich bis 1998 war, eingegliedert wurde.

Ich war zur Bekennnisbewegung durch eine Aufforderung meines damaligen Studenten *Rolf Hille* (*1947) gestoßen, im Frankfurter „Dominikaner-Kloster“

an einer Zusammenkunft von Theologen teilzunehmen, die der Bekenntnisbewegung innerlich nahe standen.

Sie leitete der Erlanger Theologieprofessor *Walter Künneth* (1901-1997).

Als dort am 31. März 1969 der *Theologische Konvent* gegründet wurde, machte ich die versammelten Professoren und Leiter der Bekenntnisgruppen auf ein brisantes Geschehen aufmerksam:

Durch die Beschlüsse von der IV. Vollversammlung in *Uppsala 1968* sei eine neue Bedrohung auf Theologie und Kirche zugekommen. Das mache es nötig, dass sich alle bibel- und bekenntnistreuen Gruppen dagegen zusammenschließen.

Dies geschah tatsächlich im folgenden Jahr am 7. Oktober 1970, als sich diese zur „*Konferenz Bekennender Gemeinschaften in den evangelischen Kirchen Deutschlands*“ vereinigten.

Schon nach zwei Jahren wurde ich im September 1970 in Nachfolge von *Walter Künneth* zum Konventspräsidenten gewählt.

Unsere erste Verlautbarung am 4. März 1970 war die von mir als Missionstheologen entworfene

„*Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission*“.

Dieses Dokument erregte unter den deutschen Missionsgesellschaften großes Aufsehen. Die einen begrüßten es dankbar, die anderen lehnten es leidenschaftlich ab. Denn sie erblickten darin – durchaus zu Recht – eine Kritik am Kurs des ÖKR.

Sie verurteilten die FE als vermeintlichen Versuch, die Kirchen zu spalten.

Besonders die Leiter des Genfer Stabes des ÖRK reagierten betroffen, ja zornig auf die FE und griffen mich öffentlich an. Sie und ihre Anhänger bezichtigten mich, ein Feind der Ökumenischen Bewegung zu sein.

Das war ja keineswegs der Fall. Vielmehr strebte ich eine andere Gestalt von Ökumene an, die wir später als „*Christozentrische Bekenntnis-Ökumene*“ bezeichneten.

Andere Missionsleute in Deutschland und weltweit hingegen nahmen die FE freudig zur Kenntnis. Sie übersetzten sie in ihre Sprachen und veröffentlichten sie. Das tat z. B. der Herausgeber der Zeitschrift „*Christianity Today*“, *Dr. Harold Lindsell* (1913-1998).

Von da an setzte sich die polare Bezeichnung von „Ökumenikern“ und „Evangelikalen“ in Deutschland und darüber hinaus durch.

Das Tragische in dieser Entwicklung für mich persönlich aber war, dass ich damals eine Reihe von Freunden verlor, auch solche, mit denen ich früher in Südafrika brüderlich zusammengearbeitet hatte. Denn sie scheuten sich davor, zusammen mit mir als Gegner der Ökumenischen Bewegung betrachtet zu wer-

den. – Es dauerte fast vier Jahrzehnte, bis die damals entstandenen Wunden verheilt waren.

Was mich jedoch tröstete, war, dass meine betrübliche Erfahrung das Los vieler bekennender Christen vor mir war und noch ist. Ja, erging es doch manchen noch weit schlimmer, indem sie aufgrund ihres Widerstandes sogar das Martyrium zu erleiden hatten. Und doch ist ihr hervorragender Repräsentant kein Geringerer als *Jesus Christus* selber, der als der „treue Zeuge“ (Offb. 1:5) gekreuzigt worden ist! Nach Matthäus 10:32-33 sagte er zu seinen Nachfolgern:

*Wer mich bekennt vor den Menschen,
den werde auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.
Wer aber mich verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen
vor meinem himmlischen Vater.*

VI.

Eigene Erfahrung ökumenischer Konferenzen

Mehrmals in meinem Leben habe ich an internationalen Kongressen, Konferenzen und Konsultationen teilgenommen, manche auf Einladung, andere in eigener Initiative. Einige dieser Tagungen fanden in *ökumenischer*, andere in *evangelikaler* Verantwortung statt.

Zu *ersteren* gehörten die Vollversammlungen des ÖRK in *Nairobi 1975* und *Vancouver 1983* sowie die Missionskonferenzen in *Bangkok 1972/1973*; zu *letzteren* die evangelikalen Konferenzen in *Lausanne 1974*, *Bermuda 1978*, *Pattaya 1980*, *Hongkong 1988*, *Manila 1989* und *Kapstadt 2010*, auch die gemeinsam von Katholiken und Evangelikalen veranstalteten Konsultationen in *Venedig 1977* und *Cambridge 1982* (ERCDOM = Evangelikal-Römisch-Katholischer Dialog über Mission).

Über einige dieser Tagungen habe ich Berichte und Kommentare geschrieben. Dazu gehören meine Bücher über den ersten *Internationalen Kongress für Welt-evangelisation* (IKoWE) in **Lausanne** 1974, die ökumenische Missionskonferenz in *Bangkok 1973* und die V. Vollversammlung des ÖRK in *Nairobi 1975*.

Die beiden letztgenannten Veröffentlichungen lösten begreiflicherweise besonders beim Genfer Stab des ÖRK ziemliche Irritation aus. Das trug dazu bei, dass sich die Spannung zwischen den „Ökumenikern“ und mir noch verschärfte.

Die Konferenz, die mich im eigenen Erleben am stärksten beeindruckt hat, war die Siebte Weltmissionskonferenz in **Bangkok**, Thailand. Sie fand um die Jahreswende 1972/73 statt. Meine dortige Konfrontation mit dem Generalsekretär des ÖRK, *Philip A. Potter* (1921-2015), machte mich nunmehr bleibend zu einem fundamentalen Kritiker des Genfer Weltkirchenrates.

Meinen „Bangkok-Schock“ konnte ich dadurch freudig überwinden, dass wenige Tage nach meiner Heimkehr nach Tübingen am 17. Januar 1973 unser fünftes Kind, *Gunilla*, zur Welt kam. Durch ihre Verheiratung mit dem am 13.

Februar 1971 in Cornwall geborenen *Stephen Walton* erfolgte im September 1999 auch ein neuer familiärer Brückenschlag zwischen Deutschland und England. Dahin hatte ja zuvor auch die Schwester meiner Mutter *Hella Colenut* geheiratet.

Manchmal bin ich gefragt worden, wie ich die Angriffe auf mich eigentlich habe durchstehen können. Das war natürlich nicht einfach für mich, zumal wenn man mich wegen meiner Berichterstattung der Lüge bezichtigte.

Aber auf der anderen Seite gab es auch immer Christen, die mir für meine Berichte sehr dankbar waren, gerade weil sie dem herrschenden Trend widersprachen.

VII.

Reisen auf allen sechs Kontinenten

Meine Reisen in ferne Länder bedeuteten für meine zurückbleibende Familie natürlich, dass ich sie oft vaterlos zurückließ. Für meine Frau war das nicht einfach, und die Kinder mussten ihren Vater oft längere Zeit vermissen.

Bezeichnend war folgende Episode: Als ein Anrufer mich telefonisch zu erreichen suchte, nahm unser damals sechsjähriger Sohn den Hörer ab, und jemand fragte ihn, wo sein Vater sei. Christoph antwortete etwas unsicher: „*Ich weiß nicht, ich glaube, in Asien!*“

Tatsächlich führten mich meine Abwesenheiten in Länder auf allen sechs Kontinenten, bis hin nach Australien im fernen Südosten und nach Kanada im Westen. Im Jahre 1974 war ich zu einer Konferenz in *Neuseeland* eingeladen, ein Land, das man in England und Amerika mit dem Begriff „*Down-under*“ bezeichnet. Es liegt nämlich auf der uns gegenüber liegenden Seite des Globus.

Die Länge der Westroute und der Ostroute ist etwa gleich. Darum entschied ich mich, die Hinreise ostwärts über Australien zu machen und den Rückflug nordwärts von Neuseeland über die romantische Insel *Tahiti*, wo einst der französische Maler *Eugène Henri Paul Gauguin* (1848-1903) gewirkt hatte, nach Südamerika.

Lebhaft entsinne ich mich, wie ich in *Santiago die Chile* eintraf und auf dem Flugfeld eine abflugbereite Maschine der *Swiss Air* stehen sah. Kurz entschlossen rannte ich mit meinem Koffer über den Parkplatz auf das Flugzeug zu.

Gerade noch im letzten Augenblick erreichte ich die Leiter und wurde tatsächlich ohne Formalitäten in die Schweiz mitgenommen.

So unbürokratisch kann bzw. konnte man wohl nur in Südamerika behandelt werden!

Meine meisten Interkontinentalflüge führen mich nach ***Südkorea***, ein Land, das ich seit 1973 schon 15-mal besucht habe.

Der Grund für meine Vorliebe zu Korea ist ein doppelter:

Einer ist, dass ich in meiner Dissertation über die „Selbständigkeit der Jungen Kirchen“ erstmalig auf Korea als das ostasiatische Land stieß, welches das Christentum am bereitwilligsten aufgenommen hat. Rund 30 Millionen Koreaner sind Christen.

Der andere ist, dass es unter meinen Tübinger Schülern und Doktoranden eine Reihe von Koreanern gab, darunter die Professorientochter *Dong Joo Lee* aus Seoul. Sie hat bei mir promoviert und mich mehrmals nach Korea eingeladen.

Das Jahr 1982 verbrachte ich gemeinsam mit meiner Frau fast vollständig in Korea, und wir gewannen dort viele Freunde.

Leider ist es mir bisher noch nicht gelungen, auch nach *Nordkorea* zu reisen. Ich hatte das zwar für den Herbst 2015 vor; aber mein Hausarzt erlaubte es mir nicht. Er fürchtete nämlich, dass ich dort erkranken könnte und keinen Arzt finden würde. In Südkorea ist das anders; dort gibt es eine medizinische Versorgung auf höchstem Standard.

Trotzdem hoffe ich immer noch, in absehbarer Zukunft auch nach Nordkorea reisen zu können, zumal es dort im Verborgenen zahlreiche Christen gibt, die das Martyrium nicht scheuen.

Christen in Südkorea beten um eine Wiedervereinigung und suchen sie vor allem auf geistlichem Weg. Dabei haben sie auch die Wiedervereinigung Deutschlands im Jahre 1990 vor Auge, für die viel gebetet worden war. Es gibt da nach Nordkorea erstaunliche Kontakte – gerade auch sehr geschickt aufgezugene Bemühungen von Christen.

Pjöngyang, die Hauptstadt Nordkoreas, wurde im Jahre 1906 zum Zentrum der Erweckung in Korea und Ausgangspunkt von Mission. Heute kehren manche Missionare, die von Pjöngyang nach China ausgereist waren, von dort nach Nordkorea zurück. Es gibt da eine Untergrund-Universität für Christen. Darüber berichtet die Missionsgemeinschaft „*Open Doors*“.

Schon seit langem sind mir die *verfolgten Christen* und Gemeinden ein besonderes Fürbitteanliegen. Das begann schon in meinen Kindertagen. In unserm Abendgebet fehlte nie die Bitte: „*Und gib, dass Niemöller bald aus dem Konzentrationslager kommt!*“

Auch bei den Kongressen der *Internationalen Konferenz Bekennender Gemeinschaften* nahmen wir die Christenverfolgung als Zentralanliegen auf. So veranstalteten wir den II. Ökumenischen Bekenntnis-Kongress der IKBG im Jahre 2006 in *Bad Blankenburg*. Dieser stand unter dem Thema:

„*Weltweite Gemeinschaft im Leiden für Christus*“.

Das Martyrium in vielen Ländern kam dort eindrucksvoll zur Darstellung. Wir verabschiedeten als Schlussdokument einen Aufruf unter dem Titel:

„*Bereitsein zum Leiden für Christus*“.

VIII. Meine Emeritierung

Nachdem ich schon seit drei Jahrzehnten meine Hauptkraft in den Dienst der Bekennenden Gemeinschaften investiert hatte, begann ich im Jahre 1997, mich schrittweise aus meinen Ämtern zurückzuziehen und konkret über meine Nachfolge nachzudenken. Das Amt des *Schriftführers* übernahm sofort der rheinische Pfarrer *Wolfgang Sickinger* (*1952).

Im Mai 2005 legte ich nunmehr das Amt des *Konventspräsidenten* nieder.

Auf einer Sitzung des Leiterkreises der IKBG im Mai 2009 bat ich darum, auch in meinem Amt als Konventspräsident entpflichtet zu werden. Als Nachfolger wurde der Hamburg-Eppendorfer Pastor und Vorsitzende der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis in Norddeutschland *Ulrich Rüß* (*1943) gewählt.

Ich wurde zum *Ehrenpräsidenten* ernannt, und beide wurden wir im selben Jahr 2009 auf der Herbsttagung der IKBG in Bad Gandersheim in unsere nunmehrigen Ämter eingeführt.

Seither leitet Pastor U. Rüß die Ökumenischen Bekenntniskongresse.

Ich habe bisher auch weiterhin an den Ökumenischen Bekenntniskongressen teilgenommen und als Ehrenpräsident versucht, aktiv dem Bekenntnisanliegen zu dienen.

IX. Nach vielen Kämpfen nun der Kampf gegen die *Genderideologie*

Seit der Weltfrauenkonferenz in Peking im Jahre ist eine neue, sehr gefährliche Bewegung entstanden. Sie bildete sich im Zeichen des „*Gender*“, eines modernen Schlagwortes, das für den Begriff des Geschlechts steht. Bald zeigte es sich, dass sich darum eine regelrechte Ideologie formiert hat, die man als „*Genderideologie*“ bzw. abgekürzt *Anti-Genderismus* bezeichnen kann. Viele aufmerksame Beobachter, ja sogar die Päpste *Benedikt VI.* und *Franziskus* erkennen hierin eine große Gefahr. Das tun wir auch in den Bekennenden Gemeinschaften.

Darum verfasste ich im Oktober 2014 als Krankenhauspatient einen *Aufruf gegen die Gefahr der Gender-Ideologie*. Dieser ist alsbald auch ins Norwegische, Englische und Koreanische übersetzt worden. Besonders in Korea wurde er in wichtigen christlichen Zeitschriften veröffentlicht und dankbar aufgenommen.

Darum gedenke ich, im nächsten Jahre (2016) in Begleitung meiner Freunde *Dr. Peter Chang* und *Jürgen Schlicksupp* wieder nach Südkorea zu fliegen; denn ich bin eingeladen worden, dort an mehreren Hochschulen in Vorträgen vor der Gefahr der Gender-Ideologie zu warnen.

X.

Diamantene Hochzeit: 60 Jahre glücklich verheiratet

Am 6. August 2015 feierte unsere Großfamilie in unsrem schwedischen Urlaubsort Sandsjöbaden ein außergewöhnlich schönes Fest. Es war unser *Diamantenes Ehejubiläum*; denn vor genau 60 Jahren hatten wir an diesem Tag in Ingegärds Heimatkirche in Tingstad bei Norrköping einander das Ja-Wort geben und unsere Ringe gewechselt.

Die Ansprache und die Liturgie hielt unser älterer Sohn, Pfarrer *Johannes Beyerhaus*. Sinnigerweise sprach er über unsern Trauspruch in Lukas 10, 1:

*„Der Herr sandte sie je zwei und zwei
in alle Städte und Orte, wohin er selber kommen wollte.“*

Dieser Bibeltext war in der Tat für diesen Anlass sinnvoll gewählt; denn er drückte genau das aus, was uns an diesem Tag dankbar bewegte. Ingegärd und ich hatten einander als Paar gefunden, das einer ganz ähnlichen Zukunft entgegenschah. Beide hatten wir früh eine innere Berufung in die Mission empfangen, und beide hatten wir vor, nach Afrika auszureisen.

Ebenso ward es uns beiden nach neunjährigem Missionsdienst unabweisbar klar geworden, dass wir nun angesichts des Ohrenleidens unserer Tochter Karolina in unsere Heimatländer zurückkehren mussten, zumal meine Berufung auf die Professur für Missionswissenschaft und Ökumenische Theologie in Tübingen die Erfüllung meines akademischen Werdeganges in Deutschland und Schweden war. Die Ansprache von Johannes brachte das deutlich zum Ausdruck.

Auf der Empore spielte unsere jüngste Tochter *Gunilla Walton* die Orgel. Dazu sangen ihre beiden Kinder *Simeon* und *Linnea*, während *Miriam* ihre Querflöte blies. Danach stellten sich alle unsere Kinder und Enkel vor dem Altar in einem Halbbogen auf, um gemeinsam mehrstimmig zu singen.

Das Festmahl nahmen wir im *Värdshus* von *Sandsjöbaden* ein. Es waren 20 Gäste versammelt, darunter Ingegärds Geschwister *Sven Kalén* mit seiner Gattin *Lajla* sowie mein Neffe *Dirk Beyerhaus*, der von Berlin angereist war.

Am Nachmittag begaben wir uns auf den Festplatz von Sandsjöbaden. Dort hatten unsere Frauen und Töchter einen riesigen Tisch mit leckeren Speisen ge-

deckt. Danach tanzten wir im Reigen und machten Spiele, wie z. B. einen Entdeckungsrundgang, auf dem an den Bäumen Quizfragen angebracht waren. Sie bezogen sich alle auf uns beide Eheleute. Wer die meisten Fragen richtig beantwortet hatte, bekam den Siegerlohn.

Am Ende waren wir alle uns einig, dass dies das schönste Familienfest war, das wir je gefeiert haben.

XI. Zusammenfassung

Meine Behandlung des Themas „Was mich geprägt hat“ möchte ich nun in *acht Punkten* zusammenfassen:

Erstens:

Die Liebe zur Heiligen Schrift von Kind auf;

Zweitens:

Das Vorbild und die christliche Erziehung meiner Eltern;

Drittens:

Das Erkennen der Wichtigkeit, ein geistliches Leben zu pflegen;

Viertens:

Das Hören auf Jesu Missionsauftrag und dessen Befolgen;

Fünftens:

Das Annehmen unserer Berufung zum beständigen geistlichen Kampf;

Sechstens:

Das Erfahren der Ökumenischen Weite der Kirche im geographischen und im konfessionellen Sinn;

Siebtens:

Das Anteilnehmen am Leidenszeugnis verfolgter Christen;

Achtens:

Die Erfahrung von Gottes Segen auf einer christlichen Ehe und Familie.